

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 58.

Donnerstag, 10. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(7. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Martgraff.

(Nachdruck verboten.)

„Hauptmann von Mattern mag sein, wie er will, aber Verschwiegenheit ist ihm Ehrensache, um mich dieses Duzendausdrucks zu bedienen“, schloß er, sich straff aufrichtend.

Frau von Massenbach nickte ihm schalkhaft zu: „Also doch ein Lichtpünktchen.“ Dann wandte sie sich in ihrer raschen, warmherzigen Art der Schwägerin zu: „Jetzt bin ich frei, um mich dir zu widmen, liebe Thilde. Aribert kann erst in einer halben Stunde mit seinen Freunden von der Bahn zurück sein.“

Aber Fräulein von Massenbach verharrte unbeweglich an dem Fleck, wo sie bisher gestanden hatte.

„Ich habe mit Traute zu reden“, sagte sie steif: „wohin erlaubst du, daß wir uns zurückziehen können.“

Ueber das hübsche, frische Gesicht der Freifrau ging es wie freudige Ueberraschung: „Oh, vielleicht auf der Terrasse draußen.“

Schön . . .

Eine halbe Stunde später wanderte Fräulein von Massenbach auf dem Kiesplatz nach der Parkseite des Hauses zu, unterhalb des Steingeländers, auf und ab, ein feines, altmodisches Kaschmirgewebe eng um die Schultern geschlagen.

Sie hatte die junge Nichte in ein scharfes Kreuzverhör genommen, und war doch schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es mit der Verlobung seine Richtigkeit hatte und das „Detorum“ des Hauses Massenbach nicht durch eine „plebejische Liebschaft“ entwürdigt wurde.

Der Landrat Knudson und seine Gattin hatten die junge Braut des Sohnes in einem herzlichen Brief willkommen geheißen und ihren Besuch bei Gelegenheit der Sommerreise in Aussicht gestellt.

„. . . aber sie sind dänischer Abkunft“, meinte sie dann, um doch wenigstens einen Einwand zu erheben.

„Aber naturalisiert und durchaus reichstreu“, entgegnete Traute überzeugt, die allmählich begann, festeren Boden unter den Füßen zu fühlen.

„. . . und bürgerlich.“

Der Tante seinem Gesicht konnte ein aufmerksamer Beobachter es ansehen, wie unbehaglich es ihr war, all dem unaufgebrauchten Tadel, der aufgespeicherten aristokratischen Weisheit gleichsam Tor und Tür versperrt zu sehen.

Da fühlte sie plötzlich zwei zarte Arme an ihrem Halse, warme Lippen auf ihrer Wange und eine junge Stimme, die allerhand süßes, törichtes Zeug von Glück und Seligkeit in ihr Ohr stammelte, so wie man es nur einmal in der Rosenzeit des Lebens zu fühlen vermag.

Und plötzlich war es ihr, als ob eine Reihe von Jahren aus dem Buche ihres Lebens ausgestrichen wäre. Sie sah sich als junges, siebzehnjähriges Mädchen vor dem Lehnstuhl des Vaters knien, seine schmalen, aristokratischen Hände in den ihren, das Gesicht in der über seine Knie gebreiteten schwerseidenen Decke verborgen: „Papa, ich liebe ihn so sehr, Papa, gib mir deinen Segen!“

Dann, eine Stunde später, war sie ungesehen Zeuge jenes Gesprächs zwischen den Geschwistern geworden, die sich im Bade kennen gelernt hatten, und die seit vierzehn Tagen ihre Gäste waren.

„Denke an Milli, Raoul . . .“

„Ich denke an sie, Irmgard, aber was nützt es mir? Sie ist das anbetungswürdigste Geschöpf unter Gottes Sonne, aber sie hat keinen Pfennig. — Aber hier, Mechthildis von Massenbach, sie hat wirklich Moos — massenbach! Ich habe mich genau erkundigt.“

Noch an demselben Abend hatten Schwester und Bruder das Schloß verlassen.

Der Freiherr hatte ihnen in kühl abgemessener Weise mitgeteilt, daß er seine Tochter noch zu seiner Pflege benötigte, daß sie überhaupt gewillt sei, „nur aus Liebe“ zu heiraten. Und von diesem Tage an war es, als ob eiserne Ketten sich um Mechthildis' Herz zu legen begannen, sie mit langsamer, kaum merkbarer Steigerung von der übrigen Menschheit trennend, sie hinüberdrängend auf jene schattensüßigen Straße, wo alles Mitempfinden, die hilfsbereite Anteilnahme an dem Geschehede anderer allmählich erstarrte und nichts als das strenge Selbstbewußtsein, der aristokratische Dünkel lebendig blieb.

Jenen Stunden schwerster Enttäuschung, herbsten, noch kaum verwundenen Leides gedachte sie. Und während das bitter-süße Erinnern wie mit Messerschneide ihr Inneres durchdrang, geschah es, daß sie dem Mädchen ihr zur Seite mit zart schmeichelnder Hand das duftige Haar aus der Stirn strich und ihre Lippen, fast gegen ihren Willen, Worte formelten: „Nun, da heiratet doch . . .“

Mit heftigem Ruck einer ihr sonst fremden, edigen Hast war der Kopf des jungen Mädchens, der an ihrer Schulter geruht hatte, emporgeschlagen, in freudigem, fast ungläubigem Erschrecken starrten die veilschwarzen Augen der gütigen Sprecherin in das feine Gesicht.

„Tante — Tante — du — du erlaubst?“

Es war ein beglücktes, fast atemloses Stammeln.

Mechthildis, in der erst ganz allmählich das Bewußtsein der Gegenwart wieder erwachte, schüttelte mit Wackeln den blonden Kopf und klopfte dem jungen Mädchen mit einer leicht gönnerhaften Bewegung die erblassene Wange.

„Aber Kind, wie du dich aufregst. — Was habe ich denn dabei zu erlauben? — Der Einzige ist doch mein Bruder, dein Vormund.“

Das freudige Licht in den Augen des jungen Mädchens war einem trüben Schatten gewichen.

Sie wollte sprechen, aber die bebenden Lippen gehorchten ihr nicht. Wie Eiskälte war es ihr in das warme, junge Herz gefahren. Und wieder füllten ihre Augen sich mit Tränen.

„Aber — aber — das Kommissvermögen“, stotterte sie fassungslos. „Knut hat nur — dreißigtausend — und — wir dachten — du — du“

„Ich?“

Starr aufgereckt stand Mechthildis von Massenbach vor der jungen Nichte, die feine Gestalt eine einzige strenge Linie.

„Ich?“ Das klang wie bitterer Hohn mit einer Art schmerzlichen Selbstbemitleidens vermischt. „Ich? Wie kommt ihr auf den Gedanken?“

Und während sie sprach, fühlte sie, wie ein peinigendes, verzehrendes Mißtrauen von ihr Besitz ergriff. „Darum

also, darum hatte man sie in die Heimat berufen, sie der jahrelang gewohnten Ruhe entriß, sie den „Stürmen“ des Lebens, den Anstrengungen einer langen Reise ausgesetzt, tausend süßen und bitteren Erinnerungen den Weg zu ihrem Herzen geöffnet, das sie im Laufe der Zeit mit einem sorglich gehüteten Damm umgeben hatte, hinter dem der satten, ungestörten Friede wohnte, dem sie nun auf lange, lange hinaus entriß war?

Mit ihrem schwebend graziösen Schritt hatte sie sich dem Hause zugewandt, leise schluchzend und ganz zerdrückt schlich Traute hinterdrein.

„Wo ist eure Mutter?“ fragte Mechthildis die Tochter des Hauses. Susanne hatte gerade die Kerzen auf den silbernen Armleuchtern entzündet, die nun ihr milbes, gelbliches Licht über die fertig gedeckte festliche Abendtafel ausstrahlen ließen.

Aber Fräulein von Massenbach sah nicht die wahrhaft reizende Anordnung des Tisches, die, mit den einfachsten Mitteln bewerkstelligt, dennoch eine im Herrichten künstlerische geschickte Hand verriet, hörte nicht das heiße Schluchzen, mit dem Traute der Pflegeschwester rückhaltlos um den Hals fiel.

In ihren Augen, die das Zimmer, wie den danebenliegenden Raum suchend überflogen, lag ein geradezu feindliches Leuchten, und ihre Brust hob sich unter stoßenden, unregelmäßigen Atemzügen.

„Wo finde ich eure Mutter?“

„Hier“, sagte Adelgunde, von der anderen Seite her eintretend; „kann ich dir mit irgend etwas gefällig sein, Mechthild?“

Es hatte Susas ganzer Schwesterlicher Liebe und ihres unermüdblichen Zuredens bedurft, um die junge Braut dazu zu bewegen, ihre Tränen zu trocknen und sich die schönen Augen mit frischem Wasser zu kühlen.

Die beiden Jungherren waren mit dem zukünftigen Better inzwischen nach den Ställen hinübergegangen, um ein neugeborenes Fohlen eigener Zucht zu besichtigen.

Und während die Tochter des Hauses zärtlich schalt und an ihrem unvernünftigen, ganz zerknitten Väschen herumtröstete, war aus dem Nebengemach, dessen Tür man geschlossen hatte, ohne Aufhören die bebende Stimme der Lante herübergeschollen in dem überfeinen, schrillen Diskant, den zarte Stimmen so leicht im Uebermaß der Erregung annehmen. Und wie Marksteine hatten sich im Fluß ihrer Rede die Worte wiederholt: „Mein Scherlein, eine schußlose, alleinziehende Frau, alle gegen eine . . .“

Mechthildis hätte es auch gar nicht sagen können, wie es kam, daß ihr eine plötzliche Blutwelle siedend heiß bis unter den leichten Ansaß des Stirnhaares emporstieß.

Die sonst so rasche Schwägerin hatte sie mit keiner Silbe unterbrochen. Nur die nußbraunen Augen hatten wie in einem schmerzlichen Staunen unbeweglich auf dem Gesicht der Schwägerin geruht, und dieser stille, sprechende Blick löste ein seltsames Brennen in dem Herzen der Dame, etwas wie eine schon sich meldende Beschämung in ihr aus.

Und dennoch war alles in ihr in derselben Wallung wie vordem, über die „unqualifizierbare, durch nichts zu entschuldigende Habgier“ der Verwandten und die nichtswürdige „Attacke“ auf ihr „bißchen Hab und Gut“.

Und ganz plötzlich, ganz unvermittelt kreuzten sich ihr die aufgeschreckten Gedanken mit den bisher gemachten Beobachtungen, und eine neue, blitzartige Erkenntnis schoß in ihr empor, die sie sogleich mit einem triumphierenden Stolz über die eigene Lebensklugheit bei sich zu Buche nahm.

„Ah, also darum das Kokettieren mit der gemachten Armut, diese gesuchte Bürgerlichkeit des Auftretens! Sie hatte ihnen zu viel, darum suchte man sie nach Möglichkeit zu „schröpfen“.“

Sie erschraf selbst über die Brutalität des Ausdrucks, der ihr sonst ganz fremd und ungeläufig war, und empfand dann mit einer seltsamen Genugtuung, wie sie innerlich vor sich selbst wuchs in eine fast lächelnde Ueberlegenheit, eine Lebenskunst hinein, die sich ungezwungen in den feindlichsten und verwirrendsten Verhältnissen zurechtfindet.

Sie beschloß in aller Eile bei sich, nun auch die Weltklugheit durch Nichtbeachten zu markieren und so am besten allen Angriffen der verwandtschaftlichen „Habgier“ und „Selbstsucht“ zu begegnen.

Gerade war sie mit dem schnell sich jagenden Empfinden

und Grübeln soweit gekommen und wollte die „Weltgewandtheit“ damit beginnen, der Schwägerin ein gemacht begütigendes Wort zu sagen, da öffnete Susse die Tür und steckte den Kopf herein.

„Die Herren, Mutterchen. Sie haben sich in den Fremdenzimmern zurechtgemacht. Darf ich sie hereinführen?“

„Früher meldete ein Diener die Ankunft von Gästen“, konnte Mechthildis sich nicht enthalten, zu sagen, aber ein Blick der Schwägerin, solch ein schmerzlich bittender, der verraten ließ, als ob er aus einer tief verwundeten Seele kam, machte sie verstummen, um durch ein leichtes, verstoßenes Räuspern sich aus der augenblicklichen Bestürzung herauszuhelfen.

„Wie seltsam beredt die Augen Adelgundes blieden konnten. Wenn man nicht gewußt hätte, daß alles heuchlerische Mache war, man hätte wirklich glauben können, man hätte sie in nie wieder gut zu machender Weise verletzt. Aber so . . .“ Sie lächelte still überlegen. Und hoch auf dem Rothurn ihrer vermeintlichen Weltklugheit nahm sie die Begrüßung der Herren entgegen, die, vom Flur aus eintretend, das große Gemach sogleich mit geräuschvollem Leben füllten.

(Fortsetzung folgt.)

Hirtenidyll.

Impression aus der Herzegowina.

Von Dr. Volmar Iro.

Von Ljubinje, einem armen Dorf in der Herzegowina, auf die Sitnica plania. Vier Stunden mühsamer Aufstiegs bei glühender Hitze; keine Quelle, kein Haus, kein Mensch, kein Baum, nur rings die endlose, weiße Steinwüste des Karsts, darüber die klare satternde Luft. Zwischen Felswänden, trockenen Wasserläufen, Geröll und gigantischen Steinblöcken windet der schmale Pfad sich empor. Unser Führer, der schlanke, schwarzbraune Dusan, klettert mit seinem Sack voll Maiskolben wie eine Gans voran und schlägt mit dem Stock lachend nach den Wipern, die träge auf den heißen Steinen liegen.

Der Blick weitet sich — wir sind 1400 Meter über dem Meer. Bis zum Horizont ragen die rötlichen Felszacken der herzegowinischen Alpen über den dürftigen Nimmatten, im Osten wild zerstückt die schwarzen Berge Montenegros, dahinter die hellen, schneebedeckten Grate der albanischen Alpen: so weit das Auge reicht, schimmern tiefe Steinplateaus und weiße Felsen; keine Wälder, tief in den Tälern winzige grüne Matten. Nur der strahlend blaue Himmel verkündet diese Ode der Schönheit. Langsam tauchen die Gipfel in tiefes Rot und versinken in sanftem Rosa. Ein warmer Wind weht vom Meere herüber, das wie ein schmaler Silberstreif glänzt.

Die jauchzende Farbenphonie des Himmels verklingt in einem zarten Moll-Akkord in Grau. Und nun wandern wir in der blauesten Nacht den letzten Hang hinauf, der Mond hängt wie ein gelber Ball über den Bergen, fern blöhen Schafe.

Oben schimmert Licht aus der Tür einer kleinen Steinhütte, die sich vor den winterlichen Borstürmen an die Felsen duckt. Ein alter, bagerer Hirte tritt heraus und ruft uns entgegen, die Arme schräg zum Grube erhoben. Dann weist er uns mit der Geste eines Herrn in die schwarzverrauchte Hütte. Einige Töpfe, ein Kupferkessel für die Schafsmilch, Kaffeeküchlein, eine Pfanne und zwei grobe Mäntel an der Wand bilden das ganze Inventar. Diese Armut hat in ihrer köstlichen, durch Jahrhunderte geweihten Selbstverständlichkeit etwas Homerisches.

Während in Abbazia und Loraana Jazz und Charleston toben, sitzen wir hier auf Steinen um das kleine Feuer, das aus trockenen Maiskolben und spärlichen Holzküchlein flackert. Dusan dreht die alte türkische Kaffeemühle, sein Bruder bringt einen mit Schnee gefüllten Topf. Wasser gibt es Stunden weit keinen Tropfen, nur harten Schnee in den tiefen Karstföhren. Der alte Hirte kniet vor der Feuergrube und bläst in die Flammen. Bald ist der enge Raum von dem Duft des starken Kaffees erfüllt, der hier herrlicher mundet als der beste „Türkische“ in der vornehmsten Bar. Wir werden mit Schafsmilch und Schafsfäse bewirtet, nach dem Mahl wird noch ein Schluck des starken Zwetschenschnapfes geboten, dann drehen wir aus dem bosnischen Tabak Zigaretten und sehen zu, wie das Feuer langsam verglimmt.

Dusan und sein Bruder beginnen zu singen. Es ist eines jener uralten, schwermüthigen Lieder, das in dieser Stille

beim sterbenden Feuer noch trauriger und sehnfüchtiger wirkt. Sie singen langsam mit schönen, dunkel verschleierten Stimmen.

Ich taste mich nach der Tür, trete fast geblendet in die zauberhafte Helligkeit der Mondnacht. Lichtüberflutet schimmern die endlosen weißen Hochflächen, die Felszaden der herzogwinischen Alpen ragen leuchtend in die weiße Nacht. Weit draußen der Silberstreif der Adria.

Die Herde liegt dicht gedrängt auf den Felsen um die Hütte. Einige Lämmer stehen unruhig und blöfen. In der Hütte verstummt der Gesang. Dann ruft Dusan zum Nachtlager; wir wickeln uns in Decken und vergraben uns in dem frischen Berghen. Durch die breiten Fugen der Hütte singt der Nachtwind ein Schlummerlied.

Das mißverständene Telegramm.

Eine wahre Anekdote von Kunz v. Kaufungen (München).

In einem kleinen Städtchen bei Heidelberg wollte man vor einiger Zeit das große Ereignis der Einführung des elektrischen Lichtes feierlich begehen, mußte aber, als die Feierlichkeiten beginnen sollten, die peinliche Entdeckung machen, daß infolge einer Störung der Strom versagte. Sofort wurde die A. E. G. davon in Kenntnis gesetzt und gebeten, unverzüglich die Leitung zu untersuchen. Beim Eintreffen der Nachricht war aber auf dem Bureau niemand als ein junger Angestellter zugegen, der darüber begreiflicherweise in höchste Aufregung geriet, da er sonst nur Befehle auszuführen hatte und jetzt selbst befehlen sollte. Nachdem er sich mit der Montage in Verbindung gesetzt hatte, schrieb er folgendes Telegramm auf:

„A. E. G. L. 60, U 5“.

was heißen sollte: „Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft schickt den Monteur L. 60 (Montagearbeiter haben immer Nummern) um 5 Uhr.“ Voll Stolz über die Kürze dieses vielversprechenden Telegramms trug er es zum Postschalter, wo das „U“ für ein „B“ gelesen wurde, so daß es jetzt lautete: „A. E. G. L. 60, B. 5.“

Die Festleitung konnte jedoch mit dem besten Willen nichts aus dieser rätselhaften Nachricht ersehen. Drum trug es der Herr Bürgermeister zum Lehrer, aber selbst dieser faßte sich verzweifelt an den Kopf und konnte keinen Aufschluß geben. Die letzte Hoffnung blieb nur noch der Pfarrer. Nach kurzer und genauer Prüfung gab er die Deutung des Telegramms dahin, daß es nicht anders heißen könne, als so: „Allgemeines evangelisches Gesangbuch, Lied 60, Vers 5.“ Dort würde man sicher die genaue Lösung finden. Als man nachschlug, stand dort geschrieben:

Er wird nun bald erscheinen,
In seiner Herrlichkeit,
Der euer Leid und Weinen,
Verwandeln wird in Freud.
Er ist's, der helfen kann;
Macht eure Lampen fertig,
Seid seiner stets gewärtig,
Er ist schon auf der Bahn.“

Jetzt wußte man, von wem das Telegramm kam, erfuhr auch, daß der Monteur kommen sollte. Nur wunderte man sich über die große Frömmigkeit, die anscheinend auf dem Bureau der A. E. G. zu herrschen schien. Erst der Monteur L. 60 gab lachend die richtige Deutung der Depesche.

Kreuzwort-Rätsel

| | | | | | | | | | | |
|----|----|----|--|----|----|----|--|----|----|----|
| | 1 | 2 | | 3 | | 4 | | 5 | 6 | |
| 7 | | | | 8 | 9 | | | 10 | | 11 |
| 12 | | | | 13 | | | | 14 | | |
| | | | | | | | | | | |
| 15 | 16 | 17 | | 18 | | 19 | | 20 | 21 | |
| | 22 | | | | | 23 | | | | |
| 24 | | | | 25 | 26 | | | 27 | | 28 |
| | | | | | | | | | | |
| 29 | 30 | 31 | | 32 | | 33 | | 34 | 35 | |
| 36 | | | | 37 | | | | 38 | | |
| | 39 | | | | | 40 | | | | |

Wagerecht: 1. Edelmetall. 4. Raubtier. 7. Teil eines Wagens. 8. Biblische Person. 10. Zeitmesser. 12. Nordische Gottheit. 13. Farbe. 14. Getränk. 15. Metallhaltiges Mineral. 18. Raubfisch. 20. Hilfszeitwort. 22. Modernes Fahrzeug. 23. Steinschrift. 24. Zeitausschnitt. 25. Märchenfigur. 27. Nicht „alt“. 29. Lotterieturnde. 32. Bezeichnung für den Weltraum. 34. Erdart. 36. Papstname. 37. Spanisch: „Blut“. 38. Englisches Bier. 39. Mondgöttin. 40. Gewächs. — Senkrecht: 1. Brennstoff. 2. Gedichtart. 3. Grammatikalische Bezeichnung. 4. Pflanzliches Zahlungsmittel. 5. Gemütsausbruch. 6. Heiliger Bund. 7. Vogel. 9. Frauenname. 11. Überbleibsel. 16. Teil der Tafel. 17. Beförderungsmittel. 18. Teil eines Hauses. 19. Europäer. 20. Nebenfluß der Donau. 21. Gewässer. 24. Schweizerischer Held. 26. Mädchenname. 28. Aschenbehälter. 30. Flüssiges Fett. 31. Französische Goldmünze. 32. Raubvogel. 33. Entgelt. 34. Niederschlag. 35. Nolz.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 51: Senkrecht: 1. Don. 2. Mond. 3. Et. 4. As. 5. Kalb. 6. Ida. 8. Rabe. 10. Pole. 12. Der. 14. Ger. 16. Arjen. 17. Esen. 18. Ehe. 21. Emu. 23. Rot. 24. Peru. 25. Red (Kett). 26. Lob. 28. Magd. 30. Rute. 31. See. 33. As. 35. To. 36. Ar. — Wagerecht: 1. Dom. 3. Eva. 5. Kai. 7. Ori. 9. Spa. 11. Rona. 13. Dia. 15. Edda. 17. Elbe. 18. Er. 19. Erbe. 20. Re. 22. Er. 24. Peter. 26. Lu. 27. Omen. 29. Nero. 31. Star. 32. Cuba (Kuba). 34. Gut. 36. Alf. 37. Eid. 38. Ohr. 39. Eis.

Haus, Hof und Garten

Des Kleingärtners Tagewerk im März.

Die Nacht des Winters ist gebrochen; die zunehmende Wärme der Sonne hat den Sieg davongetragen, wenn auch des Wetters Graus und Toben immer wieder von neuem die bereits zahlreich erschienenen „Märzenblümchen“ mit Sturm oder Schnee überfällt. Aber auch die ungünstigste Witterung vermag das sich überall schon freudige Erwachen des Naturlebens nicht länger in Bann und Fesseln zu halten. In wenigen Tagen verwandelt die Sonne den fahlen Grasteppich der Wiesen in frisches saftiges Grün und die Saaten des Feldes färben sich immer dunkler in die schönen Farben der Hoffnung. Die Boten des Frühlings mehren sich in Feld und Flur mit jedem Tag. Vögelchen, Gänseblümchen, Anemonen, Schlüsselblumen und wie sie alle heißen, sind schon bereit zum Empfang des lieblichen Frühlings. Auch der Gesang der Vögel wird lebhafter und fröhlicher; ein jubelnder Sänger weckt den andern. Ihrer aller Herzen sind von Liebe erfüllt, und sie werben mit ihren Liedern um die Gunst des Weibchens. Viele von ihnen rüsten sich schon zum Brutge-

schäft. Allenhalben herrscht bereits fröhliche Frühlingsstimmung.

Auch im Garten macht sich überall neues Leben schon bemerkbar. Die Knospen der Obstbäume und Beerensträucher schwellen und rücken. Das Unkraut prangt im saftigen Grün und übersieht vielfach die Beete mit bunten Teppichen. Das abgetrocknete Land ladet zur baldigen Bearbeitung und Bestellung ein.

Im Obstgarten sind alle Arbeiten der Baumpflege, wie Schnitt und Ausputzen zu beenden. Neupflanzungen von Obstbäumen sind schleunigst vorzunehmen, wobei ihre Wurzeln einige Zeit in einen Lehmteig zu stellen sind. Die Baumscheiben sind mit Mist zu bedecken. Die im Herbst gepflanzten Bäume müssen nunmehr ein festes Baumband erhalten. Das Pfropfen älterer Bäume kann noch vorgenommen werden. Die im vorigen Jahre abgeernteten Johannisbeeren- und Stachelbeersweige haben sich genügend bewurzelt und können daher abgetrennt und verpflanzt werden. Blühende Aritosen und Pfirsiche an Spalieren sind vor noch eintretenden Nachtfrösten durch Tücher, die des Abends vor der zu erwartenden Kälte überzuhängen sind, zu schützen. — Die Erdbeerbeete sind

zu reinigen. Der im Herbst zwischen die Reihen ausgestreute Dünger wird jetzt nach untergegraben. Jeder Obstbäuer, aber auch der Kleingärtner, sollte sich die Bekämpfung der Krankheiten und Schädlinge im eigenen, sowie im Interesse der Allgemeinheit zur Pflicht machen. Auch in diesem Monat muß der Kampf mit den Schädlingen aufgenommen werden. Die Raupennester, sowie die Eier des Ringelspinners an den jungen Zweigen der Obstbäume sind sofort mit diesen abzuscheiden und zu verbrennen. Die Klebgürtel, die im Spätherbst zum Fangen der Weibchen des Frostschnäppers angelegt worden sind, müssen jetzt erneuert bzw. mit frischem Leim, wozu sich der Raupenleim „Höchst“ wegen seiner langen Klebfähigkeit am besten eignet, bestrichen werden, um die Tiere wegzufangen, die aus den unterhalb des Gürtels abgelegten Eiern nunmehr auskriechen. Zur Vorbeugung mancherlei Pilzkrankheiten, namentlich des gefährlichen Polsterfäule (Monilia), des unsere Äpfel und Birnen schwer schädigenden Schorfs (Fusicladium) und des Mehltaues sind die Bäume mit einer 1 Prozentigen Lösung des Fungizidmittels Koprösan zu besprühen. Gegen die Kränklichkeit der Birne hat sich Solbat bewährt. Desselben Mittels bediente man sich zur Bekämpfung des amerikanischen Stachelbohrermehltaues und bespritzte mit einer 1 Prozentigen Lösung die im Vorjahr von dieser Krankheit heimgesuchten Sträucher kurz vor dem Knospenausbruch.

Im Gemüsegarten sind die Saatbeete, sobald das Land genügend abgetrocknet und erwärmt ist, herzurichten. Solche, die bereits im Herbst gedüngt und umgegraben wurden, werden jetzt nur mit der Hacke gelockert, damit der Mist nicht zu Tage gefördert wird. Bei Beeten, die noch nicht umgegraben wurden, darf dies besonders bei schwerem Boden, solange er naß ist, unter keinen Umständen geschehen. Man würde sich dadurch nur schwer schädigen.

Es können nunmehr ausgesät werden: Frühe Erbsen, Puffbohnen, Zwiebeln, Schwarzwurzeln, Möhren (Gelberüben), Karotten, Schnittsalat (Lattich), Rettich, Radieschen, Spinat, sämtliche Suppen-, Salatkräuter und sonstige Gewürzpflanzen.

Zur Gewinnung von Sechspflanzen werden in kalte Mistbeete oder auf geschützten Freilandbeeten ausgesät: Weich- und Kohlrabi, Wirsing, Blumenkohl und frühe Kohlrabi und Kopfsalat, ferner in Handlästen oder flache Töpfe Tomaten, Neuseelandspinat. Bei recht warmem Wetter sind alle Kisten mit Gemüsepflanzen reichlich zu lüften, um die Pflanzen allmählich abzuhärten.

Bei beständig mildem Wetter kann von Mitte März ab Frühkartoffeln, vorgetriebene Erbsen und Puffbohnen ins freie Land aufgesät werden, ebenso die überwinternden Kohlsprossen und gegen Ende des Monats die angetriebenen Frühkartoffeln.

Im Blumengarten werden die Beete zur Aussaat hergerichtet und ihre Oberfläche mit einer daumenslangen Schicht Komposterde abgedeckt und dahinein der Samen gesät. Auf solche Beete kommen zur Aussaat: Akebia, Lupinen, Gleditsien, Kapuzinerkresse, Rittersporn, Ziermohn u. a. in Töpfe Petunien, Verloren, Vblor, Nelken, Zierlabast, Aster, Edemmal, Balsamine, Zumin usw. Alle Aussaaten müssen gleichmäßig feuchtgehalten, die aufgegangenen Sämlinge bald verschult werden. — Im Keller überwinterte harte Pflanzen sind ins Freie an geschützte Orte zu bringen, wo sie bei einsetzendem Froste zu schützen sind. Bei anhaltendem mildem Wetter werden die Rosen aufgedeckt und geschnitten. Die im Keller überwinterten Begonien und Fuchsien werden gewässert, zurückgeschnitten, umgetopft und an ein helles Fenster gestellt. Von den getriebenen Zweigen können Stecklinge gemacht werden. — Der Rasen wird von dem im Winter aufgetragenen Kompost gereinigt. Die Ranten sind abzustechen, die Wege herzurichten und mit Kies zu bestreuen.

Das Wesen des neuzeitlichen Gartens.

Von Eduard Duenfing, Gartenarchitekt, BDA., Krefeld.

Der Druck zur äußersten Sparsamkeit, zu welcher uns in den letzten Jahren die große Wirtschaftskrise gezwungen hat, hat zweifellos die meisten der für die Gestaltung eines Gartens im Mittelbunde stehenden Fragen von Grund auf geändert. Das Schaffen aus dem Vollen ist zum Stillstand gekommen und die Mittel, welche uns für die Umänderung oder Neuanlage von Gärten bereitgestellt werden, scheinen immer für das Dringendste, für das Allernotwendigste. Und das ist ein Fortschritt. Denn jetzt verschwindet alles Unnötige, der Blick für das Wesentliche wird frei und klar. Nicht das Gewand des Gartens und seine Dekoration sind das Bestimmende, sein Wesen und sein Ausdruck sind die Momente, auf die das Daseinsgefühl der heutigen Zeit gerichtet ist. Wir

haben zwei wichtige Momente mehr auf der Rechnung; jetzt die finanziellen Fragen gebietende Beachtung fordern: sorgfältigstes Inbetrachtziehen der Technik, in deren Zeichen wir heute leben und kritischste Betrachtung aller, auch der unscheinbarsten Befunde bedeutet die natürliche und somit auch die ökonomische Lösung der Aufgabe. Jedes Mehr denn irgend nötig ist Verschwendung; jede Maßnahme, die den jährlichen Unterhaltungssatz unnötig belastet ist ein Zeichen dafür, daß wir unfähig sind, die Sprache der Zeit zu verstehen und sie zu beherrschen. So beginnt sich denn ein neuer Gartentyp herauszuschälen, ein Garten aus selbstverständlicher einfacher Form, ein Garten, der voll Sonne ist, weil in ihm sparsam das Material Verwendung fand, ein Garten, der voll Blüten ist, weil in ihm Baum und Strauch Platz fanden, sich zu dehnen. Es entstehen nunmehr Gärten, die Lebensfreude atmen, statt peinlicher mühevoller Pflege, mit der man nie zu Ende kommt und die uns nur Gartenjahren bringen, statt -genuss. Denn fortgesetzte Pflege unter fremden Händen verursacht Ausgaben, die auf die Dauer weder zu tragen, noch zu übersehen sind. Gärten von heute und die der Zukunft müssen so sein, daß die Pflege in ihnen unter den geringsten Aufwendungen möglich ist, selbst auf die Gefahr hin, daß die erste Anlage ein Mehr von Kosten verursacht, als sonst vielleicht üblich. Nicht die ersten Kosten für die Neuanlage sind das Ausschlaggebende, sondern die periodisch immer wiederkehrenden Ausgaben, die für Pflege und Instandhaltung gebraucht werden müssen. Daran ist schon so mancher Gartenfreund gescheitert!

Wenn ich das Wesentliche des neuzeitlichen Gartens in dem Wort „Gartenvollge“ zum Ausdruck brachte, so fordert dies in erster Linie gewissenhafteste Bearbeitung der zur Pflanzung vorgesehenen Flächen, besonders der Stellen, an denen unsere Obstbäume, Rosen und Blütensträucher den bestimmenden Gartenplan einnehmen sollen. Grundbedingung für ihr freudiges und üppiges Wachstum ist nahrhafter Gartenboden. Nur zu oft ist der Boden, in dem unser Pflanzmaterial bei neuen Gartenanlagen wachsen soll, alles andere als Gartenboden. Von Nahrung im Erdreich kann man da meist gar nicht reden. Das erste Erfordernis einer erfolgreichen Pflanzung ist Bodenbearbeitung und Düngung. Wo diese gründlich und sachgemäß durchgeführt wird, da wachsen auch alle Pflanzen ohne weitere Pflege. Dann besteht die ganze Arbeit in den späteren Jahren nur im Säubern von Unkraut, und solches lassen in gutem Ernährungszustand stehende Bäume und Sträucher kaum aufkommen. Vorteilhaft ist eine Verbesserung des Erdreichs auch mit Komposterde und Torf, wobei aber berücksichtigt werden muß, daß mit dem Torf nur humusbildende Stoffe, aber keine Nährstoffe ins Erdreich gebracht werden. Wo dem Boden der genügende Kalkgehalt fehlt, müssen wir noch Kalk zusetzen und Erde, Torf und Kalk muß gut durcheinander gemischt werden. Nach dem Pflanzen besetzt man die Beete, Gruppen oder Baumstämme mit einer 1–2 Zentimeter hohen Schicht verrotteten Pferdeabwergs. Dieses Belegen soll man, wo es eben möglich ist, durchführen. Die Erde behält so gleichmäßig ihre Feuchtigkeit, der Boden erwärmt sich schneller im Frühjahr, hält länger die Wärme und begünstigt das Wachstum der Pflanzen auf das Allervorteilhafteste. Die beste Pflanzzeit für Obstbäume, Rosen und Blütensträucher sind die Monate November bis März, also die Zeit, in der sich die Pflanzen in vollkommener Saftruhe befinden und in gut vorbereitetes gepflanzte, mit dem Erwachen und Austrieb der Natur neues Leben und reiche Entfaltung zeigen. Sträucher werden von Mitte Februar bis in den Mai hinein gepflanzt, wenn der Boden von der Frühjahrsfrostenergie genügend erwärmt ist, und die Pflanzung wird im ersten Jahre um so glücklichere Erfolge zeitigen, je früher sie vorgenommen wird.

Ausgerüstet mit vollem Einfühlen in das Wesen seines Werkstoffes — die lebende Pflanze — hat jeder Gartengestalter Zeit, je nach dem Stand der ihm zur Verfügung stehenden Mittel den Garten früher oder später zu vervollkommen und bis zum Schluss unter ständiger freudvoller Beobachtung des Fortschrittes restlos durchzuführen. Es offenbaren sich während dieses sinnigen Schaffensorganges so mancherlei Überraschungen, so mancherlei Ergänzungen und Umstellungsmöglichkeiten, die dann schließlich zu nie vorhergesehenen entscheidenden Einzelmotiven und Endergebnissen führen.

Gartenschönheit ruht nicht in der Romantik köstlicher Blütenräumereien, sondern das neuzeitliche Gartenschaffen ist mehr denn je Gewissensangelegenheit, die Verantwortung vor sich selbst, die der Mitwelt und der Nachwelt gegenüber bewußt sein soll. Der Gartengestalter hat die Pflicht, das Wesentliche zu fördern, die großen Linien und die Zusammenhänge. Wirkliche Gartenschönheit beginnt mit der Fläche und dem Raum, sie endet mit der kleinsten, in ihrer Wirkungsmöglichkeit voll erdachten Blüte.